

„Man steht so allein in dieser Umgebung“

Briefe junger Salesianer aus dem Zweiten Weltkrieg

Johannes Wielgoß SDB, Essen

Vor 50 Jahren tobte in Europa ein verheerender Krieg, gegenwärtig wird vieler Ereignisse aus diesem Krieg gedacht. Herausragend aus dem öffentlichen Gedenken ist die historische Aufarbeitung des grauensvollen Krieges in Osteuropa durch die Fernsehanstalten und in zahlreichen Veröffentlichungen, die nun auch das Archivmaterial nutzen können, das bis vor wenigen Jahren der westlichen Geschichtsforschung weitgehend unzugänglich blieb. So tauchten eine Reihe von Feldpostbriefen auf, die von der Roten Armee beschlagnahmt wurden und in das Moskauer Geheime Staats-Sonderarchiv wanderten.¹

Im Provinzarchiv der Norddeutschen Provinz der Salesianer Don Boscos in Köln-Mülheim werden über eintausend Briefe von deutschen Salesianern aufbewahrt, die der damalige Provinzial Dr. Theodor Seelbach gesammelt hat.² Sie umfassen alle Kriegsjahre von 1939 bis 1945. Die Absender sind etwa 150 junge Ordensangehörige, Novizen, Brüder, Theologiestudenten und Priester, die nach dem Ersten Weltkrieg – überwiegend erst in den dreißiger Jahren – in die Österreichisch-Deutsche Provinz der Salesianer Don Boscos mit dem Sitz in Wien eingetreten waren.

Während des Ersten Weltkrieges hatten die Salesianer mit einem Haus im Deutschen Reich Fuß gefaßt. Im Zeitraum von 1920 bis 1935 gründeten sie allein in Deutschland dreizehn neue Niederlassungen. Die Außenpolitik des Nationalsozialismus erschwerte die Kommunikation in dieser Provinz, so daß im Jahre 1935 die Teilung in eine Österreichische und eine Deutsche Provinz erfolgte. Letztere hatte ihren Sitz in München. Ein gewisser Gründergeist, Jugendlichkeit, Optimismus und Aufbruchstimmung prägten die Einstellung der Mitbrüder dieser neuen Provinz. Das Ereignis der Heiligsprechung des Ordensgründers Johannes Bosco (1815–1888) am Osterfest 1934 etwa oder die Beziehungen vieler Mitglieder der Kongregation zu den katholischen Jugendverbänden unterstützten diese Grundeinstellung.

1 Vgl. Anatoly GOLOVCHANSKY, Valentin OSIPOV, Anatoly PROKOPENKO, Ute DANIEL, Jürgen REULECKE (Hg.), „*Ich will raus aus diesem Wahnsinn.*“ Deutsche Briefe von der Ostfront 1941–1945. Aus sowjetischen Archiven. Wuppertal 1991.

2 Provinzarchiv der Salesianer Don Boscos, Köln-Mülheim, *Nachlaß Seelbach*, Briefe I–IV. Im folgenden zitiert als Briefe...

Theodor Seelbach, geboren am 25. November 1883 in Mengerskirchen (Westerwald), 1924 Priesterweihe in Turin, Promotion zum Dr. theol. in Turin, Provinzial der Deutschen Salesianerprovinz mit Sitz in München von 1941–1949, Provinzial der Norddeutschen Salesianerprovinz mit Sitz in Bendorf (Sayn) von 1954–1958, verstorben am 17. Mai 1958.

Vgl. Georg Söll, *Die Salesianer Don Boscos (SDB) im deutschen Sprachraum 1888–1988*. München 1989, S. 486–487.

Im folgenden soll am Beispiel der Soldatenbriefe aus Osteuropa an den Ordensoberen dargestellt werden, wie junge Ordensangehörige mit ihrer durch den Krieg total veränderten Lebenssituation umgingen, wie sie persönlich das in ihren Lebensentwurf eingebrochene Ereignis des Krieges bewerteten, beurteilten, bestanden, wie der Krieg sich auf ihre Persönlichkeit auswirkte und was der Krieg bei diesen Menschen angerichtet hat.

Diese Korrespondenz lief keineswegs einseitig. Es gehört zu den großen Leistungen des Provinziales Dr. Theodor Seelbach, daß er auf jeden Gruß eines Soldaten reagierte, diese Briefe sind leider nicht mehr greifbar. Über diese persönlichen Briefe hinaus hat Theodor Seelbach zwischen dem 12. September 1941 und dem 16. April 1945 noch insgesamt 27 Rundbriefe an alle Salesianer geschrieben, die im Heer Dienst taten. Die Bedeutung dieser Briefe muß zunächst kurz umrissen werden.

I. Die Rundbriefe des Provinzials an die Soldaten

Obwohl durch einen Erlaß des Oberkommandos der Wehrmacht ab Juli 1940 die Versendung von Rundschreiben an die Soldaten verboten war, erreichten viele der von Theodor Seelbach aufgegebenen Briefe ihren Adressaten. Sie wurden in relativer Regelmäßigkeit zu den großen Festen der Kirche und der Salesianischen Kongregation verschickt. Es sind hektographierte DIN A 4-Blätter mit einem Textumfang von anderthalb bis zu zwei Seiten. Sie übermittelten den der Wehrmacht angehörigen Salesianern Personalnachrichten: gefallene, verwundete, vermißte Mitbrüder, ausgezeichnete oder beförderte Mitbrüder, zunehmend mit der Kriegsdauer auch die Art der Verwundungen und die Lazarettaufenthalte und die Namen der Mitbrüder, die auf Heimaturlaub waren und eine Niederlassung der Provinz besucht hatten. In wenigen Sätzen wird auf religiöse Feste in den Häusern Bezug genommen, der Zustand der Gebäude in den bombardierten Städten München, Berlin, Essen, Kassel und Wiesbaden wird beschrieben.

In keinem der Briefe ließ der Provinzial aus, die Verbundenheit mit jedem Soldaten und untereinander zu betonen; immer wieder empfahl er das Band des Gebetes und machte auf die Einheit in der Eucharistie aufmerksam. Häufig wurde der Familiengeist beschworen: „In jedes Haus, das ich besuche, begleiten mich die Gedanken an meine lieben Mitbrüder im Felde. So wird denn auch überall die Unterhaltung hauptsächlich über Befinden, Berichte, Erlebnisse, Erfolge und Schicksalsschläge meiner lieben Soldaten geführt. Wie könnte es auch anders sein! Gehören wir doch zu einer Familie. Und der salesianische Familiengeist bewährt sich zu meiner großen Freude auch in dieser großen Zeit“ (2. Mai 1942). An seinem Namenstag am 9. November 1944 begann er den Rundbrief mit diesen Worten: „Zum heutigen Tag sind mir von den Fronten, aus Lazaretten und Garnisonen eine große Anzahl herzlich gehaltener Glückwunschschriften zugegangen. Es drängt mich daher umgehend den lieben Soldaten für die vielen Beweise treuer Anhänglichkeit und Erge-

benheit zu danken und meine Freude zum Ausdruck zu bringen. In der Tat hat mich nichts so sehr erfreut als die lieben Soldatenbriefe, die Zeugnis ablegen für die Treue zu Don Bosco und zu seinem Werk und die den besten Beweis liefern für echt salesianischen Familiengeist.“

Hierher gehört auch die Feststellung, daß er immer wieder seinen brieflichen Kontakt mit dem derzeit in Turin amtierenden Generalobern erwähnte, der besondere Grüße an die Soldaten auftragen ließ und ihnen sein fürbittendes Gebet versprach. Theodor Seelbachs aufbauende Worte in diesen Rundbriefen sind vornehmlich vom Gedanken der Pflichterfüllung der Soldaten getragen: wie sich die jungen Männer in den Erziehungsaufgaben der Salesianerprovinz bewährt haben, so stehen sie nun als vorbildliche Christen im Krieg. In der Karwoche 1942 schrieb er: „Sehr gefreut habe ich mich auch über die gute Kameradschaft, die von unseren lieben Mitbrüdern gehalten und über den guten Einfluß, der auf andere ausgeübt wurde. Das nenne ich salesianische Arbeit! Manches schöne Wort der Anerkennung habe ich schon darüber gehört, besonders über die Seelsorgsdienste unserer lieben Priester an der Front und in den Lazaretten. Wie vielen Kameraden mögen sie schon den Himmel geöffnet haben! Ein besonderer Segen muß auf diesem beneidenswerten priesterlichen Wirken, auf dieser erhabensten und wertvollsten Seelsorgearbeit ruhen! Herzliche Worte der Anerkennung hörte ich schon darüber von Offizieren und kürzlich auch von einem höheren Geistlichen. So bin ich mit Recht stolz auf meine lieben, vorbildlichen und heldenhaften Mitbrüder im Soldatenrock.“

Zu Beginn des Advent 1942, als die russische Winteroffensive einsetzte, teilte Theodor Seelbach eine persönliche Erfahrung aus seiner Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg an der Westfront mit:³ „Ich weiß, was das bedeutet, und empfinde in diesen Tagen mehr mit Euch als viele andere, weil ich drei Weihnachtsfeste an der Front, und zwar unmittelbar vor dem Feind, erlebt habe. An diese Kriegswihnachten habe ich schon oft zurückgedacht. So wird es auch Euch später gehen. Damals sangen die Leute als Ersatz für all das Fehlende in ihren Unterständen und selbst im Schützengraben die uns so vertrauten Weihnachtslieder. Sie sangen sich das Heimweh von der Seele. So werdet auch Ihr es halten. Derweil Ihr dann draußen in denkbar schlichter Weise Weihnachten begeht, beten und opfern wir mehr als an anderen Tagen für Euch. Unsere Geschenke sind in der Hauptsache Gebete, Gebete um Gesundheit, Kraft und Ausdauer, um den Frieden des Herzens, der jedes andere Geschenk übertrifft, und um glückliche Heimkehr in die sal. Familie. Diese Wünsche mögen auch für das neue Jahr gelten. Ich glaube, die decken sich mit den Eurigen, vor allem der Wunsch, das Jahr 1943 möge Euch nach einem siegreichen Frieden glückliche Heimkehr bringen.“

3 Theodor Seelbach hat im Ersten Weltkrieg als Offizier im Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 16 (Regiment List) gedient. Er wurde am 5. August 1914 als Unteroffizier eingezogen, am 25. Oktober 1915 zum Leutnant, und am 15. März 1918 zum Oberleutnant befördert.

Neben dieser verhaltenen Ermutigung, alles Leid dieses Krieges tapfer bis zum guten Ausgang zu ertragen, fehlen nicht die Hinweise auf das Vertrauen in die göttliche Vorsehung: „Lehrt uns der hl. Franz von Sales, Gott auch in Leiden und Trübsal über alles zu lieben, dann soll Don Bosco uns anleiten, ein unbegrenztes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu setzen“ (6. Januar 1943). Und am 1. Januar 1945 schrieb er: „Mit Zuversicht und innerer Ruhe sind wir ins neue Jahr eingetreten. Wir wissen nicht, was 1945 für uns bereit hält, wissen aber wohl, daß der Sinn der Zeit Bewährung ist für die Ewigkeit.“ Als Leitgedanken für das geistliche Leben im neuen Jahr gab er den Schlußsatz des Te Deum aus: „Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.“

Der kritische Blick auf die Rundbriefe wirft allerdings auch Fragen an den Schreiber auf, die sich aus einzelnen verstreuten Formulierungen ergeben. Befremdend wirkt die Gedankenführung eines Ordensoberen, wenn sie mit geistlichen Gedanken dem Unsinn und Verbrechen dieses Krieges einen höheren Sinn zu geben versucht. Am 23. April 1944, als an der Ostfront nur noch deutsche Verluste zu beklagen waren, teilte Theodor Seelbach den Mitbrüdern mit: „Die gegenwärtige Zeit verlangt von uns allen eine innere Bereitschaft zu allem, was Gott von uns fordert oder zuläßt.“ Ganz offensichtlich formuliert er diesen Gedanken ohne jegliches Problembewußtsein oder aber gegen seine bessere Kenntnis um die militärische Lage, angeregt durch einen geistlichen Schriftsteller (Georg Feuerer, Begnadetes Leben), der über die Bereitschaft des Menschen, sein Leben ganz in die Hand Gottes zu geben, reflektierte: „Aus der Bereitschaft für den Herrn kommt die innere Kraft des Verzichtens, des Durchhaltens, des Weiterschauens...“ Diese Sinngebung für einen langen und grausamen Krieg mit Hilfe der Spiritualität legt die Vermutung nahe, daß der Autor noch nicht zu einer kritischen Distanz zum nationalsozialistischen Imperialismus gefunden hatte, sie mag manchen jungen Ordensmann in seiner persönlichen Situation und Einstellung eher verunsichert haben.

Auch die Übernahme einiger Begriffe aus der nationalsozialistischen Kriegspropaganda in die Rundbriefe läßt den Verdacht aufkommen, daß der Provinzial sich mit den nationalsozialistischen Kriegszielen identifizierte. Im Rundbrief vom 29. November 1942 schrieb Theodor Seelbach, er habe sich „erbaut an der nationalen und wackeren Haltung aller, die weiterkämpfen und ringen müssen um den Endsieg“. Er sah den Krieg als einen Feldzug gegen den bedrohlichen Bolschewismus: „Es werden ja mehr Opfer verlangt als in den vorhergehenden Jahren, vor allem von Euch draußen an den Kampffronten. Bringt sie bitte alle gern im Hinblick auf den gewiß sehr verdienstlichen Kampf gegen den Bolschewismus“ (16. 3. 1943). Ähnliche Worte hatte er schon in den Rundbriefen vom 6. 7. 1942 und vom 29. 11. 1942 gefunden.

Vergeblich sucht man in diesen Rundbriefen dagegen Informationen über Vorgänge in der Provinz, bei denen die Geheime Staatspolizei tätig geworden war, wie die Beschlagnahme und Schließung von Niederlassungen, die Aus-

weisung oder Haft von Mitbrüdern. Den Tod des Mitbruders Theodor Hartz im Jahre 1942 gab er lediglich mit dem Namen bekannt, er ließ aus, daß dieser als Häftling im Konzentrationslager Dachau umgekommen war.

Merkwürdig klingt dann auch der oben schon zitierte Satz vom 1. Januar 1945: „Mit Zuversicht und innerer Ruhe sind wir ins neue Jahr eingetreten.“ Diese Aussage steht quer zum Chaos an allen Kriegsfrenten und trifft nicht die Gefühle der Soldaten.

Wie haben die Soldaten auf diese Rundbriefe reagiert? Teilten sie etwa die Einschätzung, daß unterschwellig auch Parolen übermittelt wurden, die auf der religiösen Ebene das nationalsozialistische System stützten? Nahmen sie wahr, daß diese Briefe niemals auf Distanz zum Nationalsozialismus gingen? Und welche Absichten hegte der Provinzial mit seinen Rundbriefen? Wollte er den Einsatz seiner Mitbrüder für einen Unrechtsstaat bestärken? Warum enthielt er sich bewußt und streng jeglicher kritischer Stellungnahme zum Unrecht, das aus der Existenz dieses Staates resultierte?

Wenn die Briefe insgesamt in den Blick genommen werden, fällt der beschwörende Ton des Provinzials, seine Sorge um den Weg jedes einzelnen Mitbruders auf: daß er seiner Berufung treu bleibt, daß er deswegen Kontakt zu seinen Obern hält. Diese Gedanken ziehen sich durch alle Rundbriefe; immer wieder fordert er auf, daß die neuen Adressen und Feldpostnummern gemeldet werden. Mit großem Bedauern nahm er zur Kenntnis, wenn Rundbriefe ihren Adressaten nicht erreicht hatten: „Seit Wochen kommt so mancher Feldpostbrief zurück mit dem Vermerk: ‚Neue Anschrift abwarten‘. Ich hatte daher Bedenken, an alle gemeinsam zu schreiben. Nun spricht aber aus den immer spärlicher einlaufenden Briefen unserer lieben Soldaten ein solch großes Interesse am Wohl und Wehe unserer Familie, daß ich alle Bedenken beiseite stellen und einen kurzen Überblick geben muß. Meiner Gewohnheit gemäß habe ich zwar jeden Feldpostbrief und jedes noch so kurze Lebenszeichen sofort beantwortet und dann auch alles erwähnt, was sich bis dahin zuge tragen hatte“, so begann er seinen Rundbrief am 12. September 1943. Damit sprach er bereits vorher erwähnte schlechte Erfahrungen mit dem Postverkehr aus, die in den folgenden Kriegsjahren massiv zunahmen.

Den kritischen Anmerkungen zu diesen Rundschreiben muß die schwierige Situation für alle brieflichen Kontakte gegenübergestellt werden. Wie schon erwähnt, fielen die Rundbriefe unter ein Verbot des Oberkommandos der Wehrmacht, das von den überwachenden Stellen offensichtlich lässig gehandhabt wurde. Jede kritische Äußerung in diesen Briefen aber hätte als „Wehrkraftzersetzung“ gegolten und hätte böse Folgen für den Schreiber haben können. So sind diese Rundbriefe die unverfänglichste Form des Kontaktes in einem System geworden, daß durch eine totale Kontrolle alle Bürger des Staates auch im Krieg auf seine ideologische Linie bringen wollte. Theodor Seelbach wählte als Provinzial eine für den Augenblick pragmatische Lösung als Oberer, nämlich mit seinen brieflichen Kontakten das am ehesten Erreichbare in dieser Zeit für die Mitbrüder bei der Wehrmacht zu sichern.

II. Die Briefe der Soldaten

Im Vergleich zu den Rundbriefen ist die Sprache der Soldatenbriefe an den Provinzial direkter und freimütiger, es wird kein Taktieren und keine Vorsicht erkennbar, um etwa der Gefahr zu entgehen, daß die Zensuroffiziere diese Briefe kassierten.⁴ Allerdings ist gelegentlich ein Hauch von Befangenheit zu spüren, der sich dadurch erklärt, daß junge Ordensleute ihrem Oberen schreiben. Das wird deutlich in den Briefen zu kirchlichen Festen und zum Namensstag des Provinzials, mancher Gruß zu diesen Gelegenheiten ist zur Floskel erstarrt. Vor allem die aufgrund ihrer Ausbildung im Formulieren weniger geübten Soldaten flüchteten in ihrer Unbeholfenheit zu stereotypen Formeln.

Auf diesen Grund, der sich häufig mit dem Zeitdruck des Briefeschreibers trifft, ist zurückzuführen, daß die Berichte gelegentlich den Eindruck von Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit erwecken, manche Gedanken bleiben unausgesprochen oder lediglich angedacht, die Umstände erlaubten keine sprachlich ausgefeilten Berichte, sondern nur hingeworfene Sätze. So verlangt die Interpretation auch großes Einfühlungsvermögen in jede einzelne Person, diesem Erfordernis vermag ein Historiker nicht in jedem Falle gerecht zu werden. Die schreibenden Mitbrüder gehörten fast ausnahmslos zu den Mannschaftsdienstgraden, hier überwiegen die Sanitätssoldaten.

1. Die Berichte der Soldaten

„Jetzt gerade erhielt ich ihren Brief vom 18. X., für den ich Ihnen herzlichst danke. Man steht so allein in dieser Umgebung.“⁵

Kaum ein Soldat versäumte es, seine Freude und Dankbarkeit für den Erhalt eines Briefes zum Ausdruck zu bringen. „Nach langer Fastenzeit, d. h. des Entbehrens und Wartens auf Post aus der Heimat, kommen jetzt gleich neben anderen Briefen gleich drei von Ihnen auf einmal: der Rundbrief vom 18. 6., Ihr Schreiben vom 26. 6., und Ihr Namenstagsbrief vom 3. 7. Der hat sehr schnell sein Ziel gefunden... Recht, recht herzlichen Dank für alles... Jetzt, wo man auf absehbare Zeit wohl nicht mit Urlaub rechnen kann, tut einem jeder Gruß aus der Heimat doppelt wohl.

Ich habe mir schon oft gedacht, wie Sie es bloß fertig bringen, mit allen Soldaten so pünktlich und herzlich in persönlichem Kontakt durch den so ungeheuer

4 Vgl. Volker KRETSCHMER, Detlef VOGEL, *Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg*. Propagandainstrument und Spiegelbild von Kriegsauswirkungen; in: Sozialwissenschaftliche Informationen, Heft 2/90, S. 103–110.

Eine Tätigkeit dieser kontrollierenden Instanz ist in dem hier bearbeiteten Material nicht erkennbar; nur in zwei Fällen liegt die Vermutung nahe, daß die Briefe der Soldaten durch die Zensur gingen: Briefe I, 145 (26. April 1942) und III, 201 (28. April 1942).

5 Briefe I, 10 (25. November 1941).

und umfangreichen Briefwechsel zu bleiben. Und alle werden es Ihnen so wie ich herzlich danken.“⁶

Das Themenspektrum der Berichte in den Briefen umfaßt Darstellungen der persönlichen Befindlichkeit, Beschreibungen der Menschen und der Landschaft in den Kriegsgebieten, Schilderungen über Kampfhandlungen, überstandene Gefahren, bewegende Erlebnisse und Eindrücke über die Greuel des Krieges.

So mancher Brief birgt die Angst des Soldaten in seinen Zeilen, die er noch empfand, als er eine bedrohliche Situation überstanden hatte: „Nun, mir geht es seit einigen Tagen wieder etwas besser. Auch in der Gesundheit bin ich soweit zufrieden. Schwere Tage liegen hinter mir und ich kann nur Gott dankbar sein, daß mich nicht das traurige Los der russ. Gefangenschaft ereilt hat. Wiederholt wurde ich von russ. Panzern gejagt... Nun habe ich fast all mein Gepäck eingebüßt bis auf wenige Privatsachen, die ich noch bei mir hatte.“⁷

Andere Soldaten erwähnen Befreiungen aus Einkesselungen der sowjetischen Armee, Partisanenüberfälle, Fliegerbeschüsse und große Verluste: „Nach langem Schweigen erhalten Sie wieder einmal Nachricht von mir. Die vergangenen Wochen waren nicht schön. Ich bin noch einmal mit heiler Haut davongekommen. Unsere Kompanie ist total aufgegeben. Zwei Züge fehlen ganz und von dem einen die Hälfte. Scheinbar sind alle in die Gefangenschaft gewandert... Seit fünf Wochen bin ich ohne jegliche Post. Wir haben noch keine rechte Verbindung. Der Weg durch die Karpaten wäre als Reise sehr schön, aber so erinnert er mich an nichts Gutes. Meine Sachen mußte ich fast alle wegwerfen. Das Leben, welches wir zur Zeit führen, ist nicht angenehm. Seit vier Wochen sind wir ohne Küche.“⁸

Zum Ende des Krieges hin werden die Klagen über den Mangel an Verpflegung immer häufiger.⁹ Die Versorgungsprobleme werden als ein Indiz für die bevorstehende Niederlage erkannt; die Soldaten schreiben Briefe, um diese sie bewegenden Probleme los zu werden, das Gesicht des Krieges hat aus ihnen keine Helden gemacht:

„Unsere Aufgabe ist Sicherung der Vormarschstraße, wobei wir oft schweren Druck bekommen. Am 2. 3. kam ich ins eigentl. Kampfgebiet und schon am 4. 3. zogen wir vier Neulinge mit in die Verteidigungsstellung, wo wir zum erstenmal den Russen vor Augen bekamen und seine Waffenwirkung zu spüren bekamen. Bei den fast täglichen Angriffen habe ich dem Tod oft ins Auge gesehen und zweimal bin ich knapp seinen Klauen entronnen. Am 6. 3. schlug ein

6 Briefe IV, 36 (9. Juli 1944); aus der Vielzahl der Briefe besonders: III, 192 (20. Oktober 1942); III, 200 (31. Oktober 1944); III, 230 (2. November 1941); IV, 271 (14. Juli 1944).

7 Briefe I, 17 (3. September 1944).

8 Briefe IV, 42 (27. September 1944); ähnlich: III, 19 (8. Dezember 1944); III, 217 (29. Oktober 1944); III, 314 (25. August 1944); II, 56 (20. Januar 1942).

9 Briefe I, 52 (6. Januar 1945); III, 22 (23. Januar 1945).

Splitter einer Wurfgranate eine Beule in meinen Stahlhelm und am 7. 3. traf mich ein Infanteriegeschoß am rechten Oberschenkel.“¹⁰

Gleich mehrfach berichtet ein Soldat von den Kämpfen vor Moskau im Frühjahr 1942, ihn bedrücken die Folgen der überaus grausam geführten Gefechte: „Heute lieferte man noch sechs tote Kameraden ab, der Russe hat sie nackt mit Wasser begossen, Finger und Arme abgehackt, Schädel eingeschlagen. Täglich findet man noch verstümmelte tote Kameraden im Schnee.“¹¹

Noch deutlicher schreibt sich ein junger Priester bedrückende Erlebnisse von der Seele: „Heute abend habe ich zwei Beerdigungen. Tagtäglich bestatte ich gefallene Kameraden. Das Herz blutet mir, wenn man 17- und 18jährige fern der Heimat zur letzten Ruhe geleiten muß. Gestern beerdigte ich einen Kameraden, der mir oft betonte, daß er noch leben möchte, sei er doch erst 17 Jahre alt. Der Bruder ist vor Wochen in Italien gefallen. Nun haben die Eltern ihre einzigen Kinder verloren. Gebe Gott diesem unseligen Krieg ein baldiges und gutes^{a)} Ende. Man kann nur beten und opfern.“¹²

Gerade diese Zeilen stehen für die Stimmung vieler Soldaten, sie sehen in dem ihnen aufgegebenen Auftrag des Staates keinen Sinn, sie wissen sich in diesem System auf verlorenem Posten.

2. Auswirkungen der Kriegsteilnahme auf junge Ordensleute

Weit aufschlußreicher sind die Kriegsbriefe aber für die Fragen nach dem psychischen Zustand von jungen Soldaten, die ihre Lebensplanung als Ordensmänner auf völlig andere Ziele gerichtet hatten und durch die Weltereignisse in den Dienst einer Sache genommen wurden, zu der sie in der Regel durch ihre Sozialisation kein Verhältnis gewonnen hatten. Geradezu symptomatisch für die Wirkung des Krieges auf die Einstellung junger Salesianer ist folgender Gedankengang:

„Der Krieg artet dermaßen aus, daß die Sehnsucht nach friedvollen Zeiten und ruhiger Arbeit immer größer wird. Möge die Erfüllung dieses Wunsches nicht mehr ferne sein. – Es ist schier unbegreiflich, daß nach 2000 Jahren Christentum die Menschheit so zerrissen sein kann. Christus, der personhafte Friede, schenke uns den wahren und dauernden Frieden zu gottgefälligem Wirken.“¹³

Die harte und schreckliche Wirklichkeit des Krieges ist Lebensalltag, der nicht mehr aufgearbeitet werden kann, mit den Gedanken aber sucht man zu flie-

10 Briefe III, 327 (9. April 1942).

11 Briefe III, 45 (6. März 1942); auch III, 44 (18. Februar 1942) und 48 (4. Mai 1942).

12 Briefe IV, 34 (10. Juli, ohne Jahresangabe, vermutlich 1944); a) = im Original unterstrichen.

13 Briefe III, 176 (22. September 1944).

hen in eine nicht einholbare friedliche Zukunft. Diese in der augenblicklichen Wirklichkeit nicht auflösbare und auch für die Zukunft nicht absehbare Auflösung der Spannung erwartet der Schreiber von außerhalb der Welt, er setzt auf eine messianische Initiative Jesu Christi, der allein den Frieden herbeiführen kann.

So kommt in zahlreichen Briefen die artikulierte Sehnsucht nach dem Ende des Krieges vor. Diese wird bereits ausgesprochen nach den Erfahrungen mit dem ersten Kriegswinter in Rußland und bleibt der erste Wunsch der Soldaten bis 1945. Ein Ausbilder, der 1941 den Beginn des Rußlandfeldzugs mitgemacht hatte, teilt unter dem Eindruck unzureichender Versorgung der Soldaten im Sommer 1942 mit: „Ich kann kein bißchen Spaß mehr an der Sache aufbringen, denn es schaut kein Ende heraus. In Rußland war mir so manches begreiflich, was ich in der Heimat nicht so ohne weiteres hinnehmen kann und will.

Übermorgen kommen neue Rekruten. Ich soll wieder welche kriegen. Die jungen Kerle, die im April eingerückt sind, sind größtenteils schon wieder fort. Auf den Märschen mit Gepäck hierher ist ein großer Teil dieser ‚großen Kinder‘ umgekippt. Ausdauer fehlt mehr wie bei uns alten Knochen. Sie hätten das nicht schaffen können, was wir auf dem 2500 km Vormarsch tatsächlich geschafft haben. Wann wird die Sondermeldung Waffenstillstand kommen? Wie lange noch.“¹⁴

Als die militärische Situation im Frühjahr 1945 immer unübersichtlicher wurde, schrieb am Osterfest 1945 ein Mitbruder: „Mit dem vielen Wechseln begegnet man so mancher Karfreitagsstunde. Man ist wohl nicht alleine, da doch das ganze Volk jetzt schwer trägt an der Last des Krieges. Die eine Hoffnung hat jeder, daß heuer Schluß wird.“¹⁵

Neben dieser resignativen Einstellung und zunehmenden Kriegsmüdigkeit wird die Rückkehr zur Arbeit in der salesianischen Kongregation immer stärker als eine Gegenwelt zur Realität des Kriegsalltages, als ein Hoffnungsschimmer gesehen. Die Zeit nach dem Krieg gewinnt als ein persönlicher Neubeginn hohe Wertschätzung, die genährt wird von der im Augenblick erfahrenen Fürsorge des Provinzials, die durch die Briefe an die Soldaten bekundet ist, sowie durch die in der Vergangenheit erlebte Gemeinschaft der Salesianer. Mit dem Dank für die erhaltenen Briefe betonen die Soldaten auch ihre Zugehörigkeit zur Kongregation.

„Wir, Ihre Soldatenmitbrüder, für die Sie so viel Liebe und Verständnis zeigen, begleiten all Ihre Arbeit und Mühen mit den besten Wünschen. Hoffen wir doch, am Ende des Krieges wieder zurückkehren zu können in unsere Häuser, um unser Berufsziel zu vollenden.“¹⁶

14 Briefe III, 96 (22. Juni 1942).

15 Briefe III, 305 (1. April 1945).

16 Briefe III, 4 (15. Mai 1942).

Ein anderer berichtet von seiner Verwundung und fährt dann fort: „Ich glaube, ich bin kein guter Soldat. An militärischen Dingen habe ich keine rechte Freude mehr. In Gedanken bin ich oft bei unserer sal. Familie und sehne den Tag herbei, an dem ich wieder in den Kreis gleichgesinnter Mitbrüder zurückkehren darf.“¹⁷

„Ich sehne mich bloß nach dem Tag, wo ich in Ensdorf wieder eintreten kann, um mich mit Gott durch die Gelübde auf ewig zu verbinden. Hoffentlich geht dieser mein Wunsch bald in Erfüllung.“¹⁸

Von einer fatalistischen Einstellung hingegen zeugen diese Zeilen aus dem Jahre 1942: „Bin ja seit 7. 10. wieder Rekrut als Teilnehmer an einem Unterführerlehrgang. Ich habe ja keine allzu große Begeisterung für den preußischen Militarismus, hatte vielmehr schon immer eine innerliche Abneigung gegen ihn, aber da ich einerseits sehe, daß der Krieg doch in absehbarer Zeit noch nicht zu Ende geht und andererseits die Erfahrung gemacht habe, daß wir uns von noch unerfahreneren und dümmere[n] Unterführern kommandieren lassen müssen, ließ ich mich zur Teilnahme an diesem Lehrgang bestimmen.“¹⁹

Die meisten Soldaten jedoch vermochten sich nicht wie dieser vorgenannte auf die Verhältnisse einzustellen. Weitaus häufiger enthalten die Briefe eine Ahnung vom katastrophalen Ausgang des Krieges, der die Existenz jedes einzelnen Soldaten berührte: „Alles geht Hals über Kopf. Dienst über Dienst! Man kann wohl sagen, es geht dem Ende zu, und da wird das Äußerste herausgeholt. Was uns die Zukunft auch bringen mag, wir überlassen es ganz und gar Gott, dem Herrn, der für jeden einzelnen von uns bestimmt hat, was für ihn das Beste ist.“²⁰

Hier klingt unmißverständlich die Frage nach dem Sinn des Krieges an, der für den Menschen als eine ständige Bedrohung seiner persönlichen Existenz gegenwärtig war. „Der Krieg hat ja nun jenen Punkt erreicht, wo seine Sinnlosigkeit offensichtlich zutage tritt. Es ist wahrlich schwer, in diesem allgemeinen Wirbel noch klar zu sehen.“²¹

Sehr deutliche und klare Anfragen hatten die Soldaten schon nach den Kriegserfahrungen im Jahre 1942:

„Immer ist er (der Krieg) die Abkehr vom eigentlichen Menschsein. Wohl heißt Menschsein ein Kämpfer sein, aber in echt anderem Sinn. Zuerst und zuletzt heißt es immer noch Ebenbild Gottes sein – und das bedeutet Leben und nicht Tod, und das bedeutet Liebe und nicht Streit. Irgendwie ist der Krieg

17 Briefe III, 129 (12. Mai 1942).

18 Briefe IV, 140 (22. September 1944). In Ensdorf befand sich das Noviziat der Deutschen Salesianerprovinz.

19 Briefe III, 197 (22. Oktober 1942).

20 Briefe III, 313 (28. August 1944).

21 Briefe IV, 268 (2. Dezember 1944).

immer etwas Negatives.“²² Unter dem Eindruck des bevorstehenden Weihnachtsfestes formulierte ein Soldat: „Gar manche sorgende Mutter und mancher Vater werden ihre Gedanken bei ihren Söhnen im Felde haben und besonders in der hl. Christmette so manche Träne vergießen als Zeichen steter Verbundenheit mit ihrem lieben Toten im Felde.“ Er stellt dann die Frage, ob die Toten nicht zu beneiden seien und wirft das Problem des Leidens in dieser Welt auf: „Ein Jahr von unermeßlichem Kummer und Elend ist nun wieder hinter uns. Alles ist Fügung... und doch ist es immer schwer, sich auf die Seite des geduldigen Job zu stellen und zu sprechen, Herr, dein Wille geschehe und tut's mir auch noch so weh.“²³

Die unmittelbare und ständige Bedrohung des Lebens ist in vielen Briefen gegenwärtig, ein junger Mensch unterteilte sie lapidar in drei Möglichkeiten, welche es im Osten gäbe: „gefallen, vermißt oder verwundet.“²⁴ Aber über die Gegenwart hinaus gehen die Gedanken auch in eine nach menschlichem Ermessen dunkle, ungewisse Zukunft, die wohl sehr schwer werden wird. „Man fragt sich nur, wie soll all das noch enden?“²⁵ „Wir werden vergeblich auf die augenscheinliche Verwirklichung des Reiches Gottes im öffentlichen Leben warten“,²⁶ so drückt einer seine Resignation vor dem Weihnachtsfest 1944 aus. Schon in Briefen aus der frühen Phase des Krieges wird die Besorgnis laut, wie sich das herrschende Regime nach dem Ende des Krieges gegenüber der Kirche verhalten wird: Vielleicht habe die Erfahrung des Krieges den Sinn, sich „auch als Priester zu bewähren und uns vorzubereiten auf eine Zeit, in der wir selber mit dem Herrn im Mittelpunkt eines gewaltigen geistigen Kampfes stehen. Und dieser vielleicht gar nicht mehr fernen Zeit sollen wir unser Augenmerk schenken. Ich tue jetzt als Soldat in allem meine Pflicht, und doch muß ich immer wieder daran denken: Was wird nach dem Kriege sein?“²⁷ Mancher Ordensangehörige durchlebte die Gefahren dieses Krieges in der klaren Erkenntnis, daß er wegen seines christlichen Bekenntnisses und seiner Lebensform nach der herrschenden Weltanschauung immer auch ein Feind des Staates bleiben werde, für den er als Soldat im Felde stand. Diesen inneren Zwiespalt vermochte keiner aufzulösen, gelegentlich wird ein Rückzug ganz ins Private angedeutet: „Das Geschehen unserer Tage trägt einen derartig satanischen Charakter, daß man am Guten im Menschen zweifeln möchte. Die Zeit ist so angetan, daß man sich in das Innerste der Seele zurückziehen muß, um nicht völlig in der umgebenden Kälte zu erstarren.“²⁸

Ein anderer Weg des Versuches einer Verarbeitung der Kriegserlebnisse führte in die Unterdrückung der Fragen. Ein Sanitätssoldat konnte der Überlastung mit Arbeit für sich eine gute Seite abgewinnen: „Viel Arbeit ist heute gut!“, schrieb er.²⁹

22 Briefe I, 122 (30. Januar 1942).

23 Briefe II, 9 (15. Dezember 1942).

24 Briefe IV, 64 (2. September 1944).

25 Briefe IV, 137 (24. September 1944).

26 Briefe IV, 263 (13. Dezember 1944).

27 Briefe III, 325 (22. April 1942); vgl. Anm. 24).

28 Briefe IV, 264 (31. Oktober 1944).

29 Briefe IV, 44 (22. September 1944).

Manchem jungen Salesianer machte es zu schaffen, daß er durch die politischen Ereignisse unvorbereitet aus der bergenden Gemeinschaft der Mitbrüder herausgerissen wurde, sich und seine Lebensideale mit der Gleichgültigkeit oder gar mit der Ablehnung durch Andersdenkende konfrontiert und die Möglichkeit der Umsetzung seiner Lebensziele in die Ungewißheit entrückt sah. Diese aufgezwungene Veränderung wird als Entwurzelung erfahren: Ein Theologiestudent, der dem Provinzial länger nicht geschrieben hatte, gibt entschuldigend einen tiefen Einblick in seine persönliche Verfassung als Ordensmann: „...aber das Empfinden und die Lust und die Liebe zu allem schwinden. Durch den Krieg wird einem so vieles geraubt, dessen Folgen man augenblicklich nicht zu übersehen vermag. Am wenigsten kann ich mich vertraut machen mit dem Gedanken, daß ich mein Ziel schwer oder am Ende überhaupt nicht mehr erreiche. Und wenn man bedenkt, daß das Kriegsende unabsehbar ist, so verliert man den Mut, sich zu dem früheren Idealismus aufzuschwingen. Auf alles darf man verzichten. Und des öfteren frage ich mich: warum dieses alles?“³⁰

Wenige Monate später schrieb der gleiche Mitbruder: „Wäre nur der Krieg bald beendet! Man sehnt sich bald einmal wieder nach seinem alten Beruf. Das Leben ist so inhaltslos.“³¹

Als besondere Entbehrung wurde der Verzicht auf das aus den Niederlassungen gewohnte Angebot des geistlichen Lebens empfunden, der zusammen mit der antireligiösen Einstellung im Umfeld der Soldaten die Berufung des einzelnen auf eine harte Probe stellte:

„Noch ernster und oft noch drückender als die Sorge um das Studium wird oft die um den Beruf. Er zeigt sich uns ja so klar wie nie in seiner wirklichen Schwere und Verantwortung, die doppelt groß sind im Leben und in der Einstellung unserer Zeit. Und daß das Leben hier außen, das von uns – im San. Dienst vor allem – Tag für Tag durch lange Monate, immer die gleiche Arbeit und Aufgabe verlangt, wenig Raum in uns läßt auch die idealen und ebenso wirklich schönen Seiten dieses Berufes zu sehen, werden Sie, lieber Herr Provinzial, verstehen... Zu all dem kommt noch, daß man sich immer ferner dem Ziele sieht, dem man sich vor ein paar Jahren schon so nahe glaubte.“

Andererseits beteuern fast alle Schreiber, daß sie den Alltag ihres Dienstes als Soldat mit all den persönlichen Problemen, die dieses Leben ihnen aufwarf, nur im Vertrauen auf Gott zu bestehen vermögen. Immer wieder betonen sie, daß der Glaube ihr einziger Halt sei, daß sie sich allein im Plan Gottes aufgehoben und geborgen wissen. „Wann der Russe kommt, wissen wir nicht. Wer soll ihn aufhalten? 20 km hat er noch bis hierher. Aber ich habe keine Angst. Ich überlasse alles dem, der über allem Zeitgeschehen steht. Ist es sein Wille, daß ich herauskomme, dann geschieht es, wenn nicht, dann ist es mir auch

30 Briefe I, 107 (11. Februar 1942).

31 Briefe I, 108 (26. Oktober 1942).

recht. Immer: *Fiat voluntas tua!*³² Das von den Ordensangehörigen im Felde empfundene Defizit im geistlichen Leben wurde aufgewogen durch jede Nachricht des Provinzials, durchgängig ist in den Briefen das Bedürfnis erkennbar, mit dem Oberen Kontakt zu halten. Jede Nachricht des Provinzials wurde kommentiert, woraus auf einen hohen Grad an Identifikation mit der Provinz und der Kongregation geschlossen werden kann. Die Salesianer im Felde zeigten Interesse am guten Fortgang der salesianischen Arbeit in Deutschland, sie betrauernten die Toten aus der Gemeinschaft, sie bedauerten den Verlust von materiellen Werten durch die Bombardierungen,³³ sie zeigten sich aber in ihren Urteilen eher zurückhaltend, wenn die Geheime Staatspolizei mit im Spiele war wie bei dem Tode des Mitbruders Theodor Hartz im Konzentrationslager Dachau³⁴ oder der staatspolizeilichen Schließung von Niederlassungen.³⁵ Letzteres ist natürlich auch aus der sehr verhaltenen oder unterlassenen Information des Provinzials zu erklären. Als nämlich auf anderen Wegen der Tod von Pater Theodor Hartz im Konzentrationslager durchgesickert war, gab es schon kritische briefliche Reaktionen:

„Das Geschick P. Hartz habe ich nun genau in Berlin erfahren. Traurig. Mein Gebet gilt ihm in diesen Tagen besonders.“³⁶

„Über die Nachricht von Theodor Hartz war ich etwas betroffen. Ich hörte nämlich von Twenhövel, wo sich der Gute befindet. In diese Situation kann ich mich gut hineindenken, da ich ja auch schon Ähnliches mitmachen durfte. Es gehört ein starker Glaube und ein großes Gottvertrauen dazu, um in all diesen schwierigen Lagen den Mut nicht zu verlieren.“³⁷

Soweit es ihnen möglich war, suchten die jungen Salesianer während ihres Front- oder Genesungsurlaubes die Häuser der Provinz auf, um Verbindung mit dem Leben der Gemeinschaft zu halten: „Es war für mich notwendig, wieder ein lebendiges Bild unserer Don-Bosco-Familie zu sehen und in mich aufzunehmen. Das helle Bewußtsein, ein Jünger Don Boscos zu sein, ging immer mehr verloren, der Hauptakzent lag auf dem „Wirklich-Christ-sein“. Wenn auch beides die Hauptstrecke des Weges miteinander geht, so muß ich doch das Wissen um die große Familie und ihre Anliegen haben und Don Bosco muß lebendig vor mir stehen in meinem Alltag, beim Kämpfen um dieses Christsein.“³⁸

Mit jedem neuen Aufbruch zur Front kam in jedem einzelnen auch neu die Unvereinbarkeit der Welt des Soldaten mit der Welt der salesianischen Berufung schmerzlich zum Bewußtsein. Der Krieg war der persönliche Feind, der

32. Briefe IV, 51 (4. Oktober 1944); *Fiat voluntas tua: Dein Wille geschehe!*

33 Vgl. z. B. Briefe IV, 13 (Pfingsten 1944); IV, 67 (30. Mai 1944); II, 128 (6. Oktober 1942).

34 Vgl. oben, S. 28 und: Georg SÖLL, a.a.O., S. 482–483. Dort auch weitere Literaturangaben zu P. Theodor Hartz.

35 Vgl. Briefe II, 51 (3. September 1944).

36 Briefe I, 63 (11. September 1942).

37 Briefe II, 80 (8. Oktober 1942).

38 Briefe I, 111 (27. Mai 1944).

sie um die Verwirklichung der hohen Ordensideale betrog. Dies ist in den Briefen der jungen Salesianer als ein Hauptmotiv für die Ablehnung des Krieges auszumachen.

Eine mehr ins Politische zielende Bewertung des Krieges sprechen die Soldaten nicht direkt aus, obwohl ihnen die militärische Lage des Deutschen Reiches bekannt ist; allerdings kann auch nicht pauschal gesagt werden, daß die Ordensleute die Auseinandersetzungen allein nach ihrem weltanschaulichen Hintergrund beurteilen, denn in der Frage nach dem Warum des Krieges klingt auch eine politische Dimension an, insbesondere, wenn sie von den Kriegsoptern, von der Vernichtung und der Zerstörung sprechen: „Dann gings unauffhaltsam weiter, immer zur Front. Auf dieser Fahrt schauten wir Unheimliches: bombardierte Städte, verkohlte Dörfer, vernichtete Panzer und Flugzeuge, lange Kolonnen Gefangener – stille Heldengräber; vor allem aber das Grauen und Entsetzen in den Gesichtern der Bevölkerung.“ Der Schreiber berichtet dann von einer Begegnung mit einem litauischen Jesuiten, der in Deutschland studiert hatte. „Bei ihm daheim konnten wir fein plaudern. Da hörte ich viel Schreckliches. – Der Krieg nimmt hier ganz andere Ausmaße an als wir sie in Frankreich oder Jugoslawien miterlebten. – In dieses erbitterte Ringen gehen wir jetzt, nicht stumpfsinnig, sondern wissend, um was es geht.“³⁹

Dem sei aber auch eines der seltenen Zeugnisse politischer Blindheit junger Salesianer gegenübergestellt, es zeigt, daß auch Ordensleute der Heerespropaganda erlegen waren, es bleibt jedoch ein Ausnahmefall: „Mein letzter Urlaub war vor 19 Monaten. Wenn es so weitergeht, vergehen noch einige Monate, bis ich an die Reihe komme. – Nun, wir müssen alle Opfer bringen für Sieg und Frieden, für eine bessere, schönere und gerechtere Zukunft.“⁴⁰

Die Zugehörigkeit zur Kongregation der Salesianer Don Boscos hat sicher bewirkt, daß diese Gruppe dem Teil der Mitläufer in der Kriegsmaschinerie Adolf Hitlers zuzurechnen ist, die unreflektiert die politischen Ereignisse hinnahm. Bezeichnend für diese Einstellung ist ein Mitbruder, der seinem Provinzial berichtete, daß er eine militärische Auszeichnung erhalten habe und gleichzeitig bat, diese nicht weiter bekannt zu machen.⁴¹

Die Treue zum Ordensideal und die Erfahrung mit der Realität des Kriegsalltages haben diese jungen Männer gegenüber jeglicher Propaganda des Staates weitgehend immun werden lassen, sie haben andererseits jedoch ihre Perspektiven eingeschränkt auf ihren privaten Handlungsspielraum innerhalb der Kongregation; eine Verantwortung im Rahmen des Gemeinwohles, der Gesellschaft oder der Kirche in der Gesellschaft haben sie nicht erkannt. Aus den Briefen ist also überwiegend die persönliche Mißbilligung des Krieges abzulesen, da sie – ausgelöst durch eine hohe Erwartung an ihren Ordensberuf – ihre persönliche Lebensplanung stark beeinträchtigt oder gar nicht mehr zu verwirklichen sahen.

39 Briefe I, 109 (22. August 1941).

40 Briefe IV, 57 (4. Oktober 1942).

41 Vgl. Briefe III, 293 (19. August 1944).

3. Die Bedeutung der Briefe

In den letzten Monaten des Krieges schrieb ein Mitbruder aus dem von der sowjetischen Armee eingekesselten Breslau: „Auf ein baldiges gesundes Wiedersehen in der Heimat, wenn es Gottes Wille ist, sonst im Himmel, bei Don Bosco.“⁴² Ein anderer teilte seinem Provinzial mit: „Nur unsere hl. Religion gibt uns Kraft dazu, all dieses Leid zu ertragen. Wenn man sieht wie schnell das junge Menschenleben dahinschwindet, da wird man unwillkürlich auf das einzig Notwendige aufmerksam gemacht. Nur allzu wahr ist, wenn unser großer hl. Stifter sagt, wir sollten nicht so sehr unser Zimmer ausschmücken, sondern vielmehr unser Herz mit Tugenden.“⁴³

So wie diese Beispiele zeigen fast alle Briefe die Ergebenheit der Salesianer in den Willen Gottes, also die Bereitschaft, auch den Tod in diesem Krieg hinzunehmen, der mit dem Blick auf die christliche Hoffnung individuell nicht sinnlos wird. Ein weiteres Beispiel macht deutlich, daß die Religion und der Glaube den im Krieg weitgehend auf sich allein gestellten jungen Ordensmann eine große Lebenshilfe bedeuteten: Er bedauert zunächst, daß viele seiner Kameraden dem Weihnachtsfest gleichgültig gegenüberstanden und fährt dann fort: „Silvester stand bei uns im Zeichen der Erwartung eines Feindangriffes. Alle Anzeichen dazu waren da. Weil aber mit der Marketenderware Schnaps kam, so machte sich doch eine gewisse Galgenhumorstimmung Platz. Ich trat unter freien Himmel und bat Gott, er möge sich meiner auch im kommenden Jahr erbarmen, so wenig Beachtenswertes ich für ihn auch an mir hätte und zu Wege brächte. Alles hinge ja von ihm ab.“⁴⁴

Während viele Soldaten allein gelassen vor dem schrecklichen Angesicht des Krieges jede Möglichkeit nutzten, um das Leben zu genießen – man wußte nie, wieviel noch davon blieb⁴⁵ –, fanden diese Ordensleute ihren Halt im Trost der Religion und des Glaubens. Mit großer Gewissenhaftigkeit waren sie bemüht, jede Gelegenheit eines Angebotes zum religiösen Leben wahrzunehmen, was sich bestätigen läßt an der Dankbarkeit, mit der die religiösen Gedanken des Provinzials aufgenommen wurden, oder an den Berichten über den Besuch von Gottesdiensten und das Lesen in der Bibel.⁴⁶

42 Briefe IV, 27 (11. März 1945).

43 Briefe II, 22 (15. Mai 1942).

44 Briefe III, 62 (1. Januar 1944).

45 Vgl. Volker KRETSCHMER, Detlef VOGEL, a.a.O., S. 105. Ein Salesianer schreibt: „Vielleicht aber weiß die Heimat über all dem Mißgeschick den besseren Weg zu finden als die meisten Soldaten, die sich mehr dazu hingeben, zu genießen, was es noch zu genießen gibt; die mit ihrem Leben nichts anderes zu tun wissen als es zu leben wie ein Tier.“ Briefe IV, 308 (25. Mai 1944).

46 Vgl. z. B. Briefe I, 22 (6. Januar 1942); III, 54 (Christi Himmelfahrt 1942); III, 100 (21. Dezember 1941); III, 102 (4. Juni 1944).

Der letztgenannte Brief eines Priesters kritisiert auch die Militärseelsorge. Mit dem Divisionspfarrer hatte er über die Möglichkeit der Zelebration gesprochen; da ein Raum fehle, habe er nicht die Erlaubnis bekommen, unter freiem Himmel zu zelebrieren: „Es

Die starke kirchliche Sozialisation hat ohne Zweifel auch dazu beigetragen, daß die meisten jungen Menschen nicht zu einer angemessenen Beurteilung des Krieges fanden, da die dargestellte geistliche Einstellung eine differenzierte individuelle Auseinandersetzung mit dieser Politik der Lüge der Machthaber erschwerte. Bewertende Formulierungen wie „unseliger Krieg“ oder „dieses Morden“ muß ein Ende haben⁴⁷ sind in den Briefen seltener zu finden, vielmehr steht im Vordergrund das Unabänderbare des Krieges, der Krieg wird eingeordnet in ein großes „Völkerringen“; er ist ein Geheimnis im unerforschlichen Plane Gottes, in den auch die Salesianer als Soldaten hineinverwoben sind. Hier liegt natürlich auch eine Instrumentalisierung der Spiritualität vor, die im Zusammenhang mit der bereits ausgeführten persönlichen Bewältigung des Kriegsalltags verständlich wird. Wenngleich durch die Analyse der Briefe aufgezeigt worden ist, daß die jungen Salesianer nicht generell der Kriegspropaganda erlegen sind, so muß doch angemerkt werden, daß sie eine gewisse Anfälligkeit für den nationalsozialistischen Antibolschewismus besaßen, die ebenfalls erklärt, warum der einzelne den Sinn des Krieges nicht stärker zu hinterfragen vermochte. Vorherrschend ist bei den Schreibern der nationale Gedanke, sie können sich in dem einen Teilziel mit dem Nationalsozialismus identifizieren, nämlich die Gefahr des Bolschewismus aus dem Osten abzuwehren. Diese auch im „katholischen Milieu“ gezeugte Vorstellung ließ die jungen Soldaten leicht zu gedankenlosen Mitläufern werden.⁴⁸

Am Ende des Jahres 1941 erinnerte ein Soldat mit Bedauern daran, daß wegen der Kriegsereignisse das hundertjährige Jubiläum des Don-Bosco-Werkes nicht gebührend gefeiert werden konnte: „Doch wie viele Mitbrüder mußten fern der Salesianerfamilie diese schönen Feste nur ganz im Stillen begehen, da die vaterländische Pflicht es gebot, dort zu bleiben, wo der Wille des Führers sie hinstellt. Und wieviele Mitbrüder mußten in diesem Kriegsjahr ihr junges Leben lassen für Führer, Volk und Vaterland, die vielleicht noch Großes hätten leisten können für unsere geliebte Kongregation.“⁴⁹

Der Bogen der Aussagen spannt sich von dieser unkritischen Übernahme gängiger Formulierungen der Machthaber im Staate – unverständlich verquickt mit der Identifizierung mit der Kongregation – bis zu den folgenden Auslassungen, die die Nähe zwischen katholischem Antibolschewismus und nationalsozialistischer Propaganda und Zielsetzung signalisieren. Da fühlt sich jemand als Mitglied einer Armee, die Rußland vom Bolschewismus befreit:

„Hart ist der Kampf und riesengroß sind die Schwierigkeiten, die sich aus der Größe und Weite des unwirtlichen Landes ergeben. Am Ende steht doch der deutsche Sieg, der zu den Siegen von weltgeschichtlicher Bedeutung gehören wird...“⁵⁰

fehlt unserem Div.pfarrer der Schneid, hierin etwas zu erwirken. Er ist auch vielleicht vorsichtig, zumal er mich nicht näher kennt. Ich habe wenigstens das getan, was ich für notwendig hielt.“

47 Vgl. z. B. Briefe I, 40 (4. Februar 1945); IV, 34 (10. Juli, ohne Angabe des Jahres).

48 Vgl. oben, S. 37. 49 Briefe I, 6 (30. 12. 1941). 50 Briefe II, 1 (24. 7. 1941).

Noch wenige Monate vor der deutschen Kapitulation versteigt sich jemand zu dieser Äußerung:

„Durch die Bedrohung aus dem Osten ist unser deutsches Vaterland noch mehr wie bisher vor harte Opfer und Entbehrungen gestellt. Jetzt müssen wir hart sein und tapfer kämpfen... Was haben unsere guten Soldaten im Osten schon alles geleistet, damit der Russe nicht schon vor Jahren in unsere Heimat eingedrungen ist.“⁵¹

Auch das in dieser Form einzigartige Beispiel eines jungen Salesianers soll nicht verschwiegen werden, der der massiven Propaganda vom russischen Untermenschen in Schrift und Film vollkommen erlegen ist:

„Ich bin ja von der Front noch sehr weit weg und sehe vom Krieg nur die furchtbaren Zerstörungen und Horden von Gefangenen. Das sind traurige Bilder, in Lumpen gehüllt und mit vielfach blödem Gesichtsausdruck schwärmten sie durch die Straßen. Da kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie es uns ergangen wäre, wenn diese Menschen in unsere Heimat eingebrochen wären.“⁵² Die Kommentare der antirussischen Propagandafilme kommen diesen Sätzen gleich.

Diese menschenverachtende Äußerung ist im hier ausgewerteten Quellenmaterial einmalig; zur Relativierung sei darauf hingewiesen, daß die Identifizierung mit nationalsozialistischen Parolen sich eindeutig in der Unterzahl befinden. Während des Rußlandfeldzuges gewannen die meisten Salesianer die Einsicht, daß sich ihre Erfahrungen in der Begegnung mit russischen Menschen nicht mit dem Bild deckte, das diese Propaganda ihnen vermittelt hatte.⁵³

Sie wissen von guten Begegnungen mit russischen Menschen zu berichten, sie haben einen Blick für die Not und das Leid, das dieser Krieg über die russische Bevölkerung gebracht hat.⁵⁴

Neben dieser erklärbaren Verwobenheit der Gedanken des einzelnen Kriegsteilnehmers aus der salesianischen Kongregation in die persönlich kaum auflösbaren Strömungen und Einflüsse gibt es auch Beispiele von Ordensleuten, die über den individualistischen Ansatz hinaus auf dem Boden ihrer Spiritualität eine Verantwortung für das Ganze formulieren oder sehr früh das wahre Gesicht des nationalsozialistischen Systems erkennen. Die Soldaten bringen das häufig dort zum Ausdruck, wo sie etwas über ihr Angefochten-Sein in der glaubensfeindlichen Umwelt berichten. Aus den Kämpfen vor Leningrad schreibt ein junger Priester über den Zerfall des Glaubens in der Gesellschaft und fährt dann fort:

51 Briefe IV, 18 (20. Februar 1945).

52 Briefe I, 25 (1. August 1942).

53 Vgl. oben, Anm. 38) und Briefe III, 236 (28. Juni 1942); II, 67 (23. Oktober 1941).

54 Vgl. Briefe III, 236 (28. Juni 1942); III, 287 (21. August 1941); IV, 92 (Christi Himmelfahrt 1942).

„Überschaut man klar die Fäden des Zeitgedankens – Gelegenheit dazu haben nicht allein die Zurückgebliebenen in der Heimat – wie sie sich fein säuberlich, nach außen hin wie ein schimmerndes Transparent um die Gesinnungen freier Individuen legen, so wird man nachdenklich. Schwach ist unser Denken, Erwägen, es ist wahr, aber immerhin stark genug, um mit brennendem Herzen nach Licht zur ‚Vorsehung‘ aufzuschauen. Nur von dort kommt es und muß kommen, damit die Vertreter ‚Ihrer‘^{a)} Sache weiter die Herolde der Wahrheit bleiben.“⁵⁵

Eindeutig kritisiert er den Mißbrauch des Begriffes „Vorsehung“ – im Sprachschatz des Führers im Zusammenhang mit dem Rußlandkrieg ein häufig verwendeter Begriff – und stellt die Frage nach der Wahrheit.

Weniger grundsätzlich, aber mit dem Blick auf die Verantwortung für die Neuorientierung der Gesellschaft schreibt ein anderer Salesianer:

„Die Erfahrungen, die gerade ich in meinem engeren Kameradenkreis machen mußte, waren für mich ‚Anfänger‘ geradezu verblüffend. Mit allen Mitteln versuchte man mir – ich glaube allen Ernstes – den Beruf auszutreiben, während ich es sonst bei ihnen wohl aushalten kann. Da tut mir immer das Bewußtsein unserer großen Gottesfamilie mit so vielen Gliedern äußerst wohl in dieser Öde. Doch nicht nur traurig macht so manche Feststellung, sondern um so überzeugter von der Hand- und Haltlosigkeit dieser armen Menschen. Und echt freue ich mich beim Gedanken an die große Aufgabe und Arbeit, die wir nach dem Kriege zu bewältigen haben.“⁵⁶

Aus der Misere der Gegenwart deutet dieser Student eine Perspektive für die Zukunft an, den originären Beitrag der Salesianer zur Veränderung einer glaubensfeindlichen Welt bringt er zur Sprache. Werden sie aber diese Aufgabe übernehmen können in einem militant antichristlichen, materialistischen, dem Glauben gleichgültig oder ablehnend gegenüberstehenden Staat, für den sie jetzt im Felde stehen, und der von ihnen die Bewältigung vieler Gefahren oder gar das Leben verlangt? Der Enthusiasmus für ein geistliches Leben in dieser Kongregation hat viele Salesianer im Krieg behindert, diese Frage mit dieser Schärfe und im Bewußtsein ihrer Tragweite zu stellen, jedoch erfährt man durch die Lektüre dieser Briefe, daß latent diese Fragen vorhanden waren und klarer formuliert wurden, als die Machthaber in Deutschland den Salesianern deutlich ihr wahres Gesicht zeigten. Sie erkannten nun, daß der wahre Feind nicht außerhalb der Grenzen Deutschlands stand, wie ihnen die Lügen der Propaganda vorzutäuschen versuchten, sondern im Nationalsozialismus in Deutschland zu sehen ist. Ein Weg zu solcher Erkenntnis war zum Beispiel die staatspolizeiliche Aufhebung von Klöstern. Ein Student schreibt seinem Provinzial: „Ich bin Optimist und allem Schwarzsehen abhold. Aber gestern abend bei der Postverteilung schmetterte mir ein Kamerad, der allem Kirchlichen ausgesprochen Feind ist, triumphierend die neueste Mitteilung

55 Briefe I, 106 (März 1942). a) = im Original unterstrichen.

56 Briefe III, 58 (3. September 1942).

aus der Heimat ins Gesicht: ‚In Bochum haben sie sämtliche Klöster aufgehoben.‘ Verstehen Sie, warum mir die Sonne heute umdunkelt erscheint? Gott bewahre uns, daß wir den Teufel mit Beelzebub austreiben. Im Vertrauen auf Gottes starken Schutz blicke ich dennoch mutvoll in die Zukunft.“⁵⁷

Ein anderer drückt dieses Dilemma, in dem er sich befindet, folgendermaßen aus: „Zwar sind nicht alle Nachrichten für uns eine Freude, zumal nicht die von der Aufhebung unseres lieben Heimes in Borbeck. Wenn der Krieg einen Sinn haben kann, dann doch nur als Verteidigungskrieg für die Heimat. Wenn aber die Heimat mir die Heimat nimmt, ist mir auch der Sinn für die Verteidigung dieser Heimat genommen. Seit ich diese Nachricht erhalten habe, fällt mir das Soldat-Sein schwer... In den Anschlägen der besetzten Ortschaften wird der Bevölkerung die Ausübung ihrer alten Religion wieder gestattet. Auch Prozessionen dürfen sie wieder veranstalten, sie sind eigens erwähnt. Wie traurig für uns, dem Feinde zu gestatten, was uns selbst nicht erlaubt ist.“⁵⁸

Ein Brief aus dem ersten russischen Kriegswinter drückt schon die Ahnung vom kommenden Untergang aus:

„Mein Pessimismus bezüglich der Zukunft steigt immer mehr. Ich sehe schwarz und zwar mit Grund derart schwarz, daß ich keinen Ausweg für unser Volk mehr sehe.“⁵⁹

Diese Untersuchung hat von den Idealen junger Ordensleute erzählt, die sie in Briefen ihrem Oberen schriftlich niedergelegt haben. Durch die politischen Verhältnisse wurden sie genötigt, eine nicht absehbare Zeit ihres Lebens für eine Sache zu geben, der sie nur sehr widerwillig zu folgen vermochten, da sie allem Politischen doch relativ indifferent oder auch ablehnend gegenüberstanden. Die für den Krieg aufgebrachte Zeit empfanden sie für ihre persönlichen Lebensperspektiven als vertane Zeit, so bürdete der Krieg neben der Angst, der Resignation und der Kriegsmüdigkeit der Soldaten allgemein diesen Menschen zusätzlich eine Sinnkrise auf, die bei ihnen den Leidensdruck erhöhte. In dieser Sinnkrise erkannten sie aber auch, daß sie von der Staatspropaganda belogen und als Bürger dieses Staates mißbraucht wurden. Hier gerieten die Ideale ihres Ordensberufes, die sie gegen die Anfechtungen der Zeit durch den Krieg trugen, leider nur zu einer Kompensation zu eben dieser Welt der Lüge, des Hasses, der Gewalt des Krieges, in die sie verschlagen worden waren. Für den einzelnen Salesianer blieb die Ordensgemeinschaft ermutigend, trostvoll, tragfähig, so daß er individuell diese Zeit durchzustehen vermochte, jedoch nur selten den Blick für die politische und christliche Verantwortung gewann, die ihm in seiner Position als Ordenschrist zuwuchs. Ganz sicher waren die Alltagsprobleme des Krieges zu mächtig und zu bedrückend, so daß sie diesen Aspekt für ihr Leben kaum gewinnen konnten.

57 Briefe II, 10 (5. August 1941).

58 Briefe II, 67 (23. Oktober 1941).

59 Briefe I, 138 (2. Februar 1942).